

(Nachdruck verboten.)

14) „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.
Von Karl Fischer.

Volter ging langsamen Schrittes, das Gewehr auf der Schulter, an der Mauer und dem Hause entlang, denselben Weg, den alle Posten benutzten, wie er an dem Wegstreifen bemerkte, der durch das regelmäßige Gegehen von dem anderen Teile des Platzes etwas heller abtack. Mit seinen monotonen Patrouillenschritten war er gerade vor der Fensternische ohne Gitter, die rechts vom Haustor angebracht war, angelangt, als er aus dem geöffneten Fenster Männerstimmen vernahm. Wie er flüchtig durchs Fenster blickte, sah er an einigen Tischen, auf denen Bierflaschen und Gläser standen, mehrere Unteroffiziere sitzen, die ihm lachend lange Nasen machten. Schnell wandte er sich ab. Gleich darauf kam er an ein niedriges Häuschen, das an das Gefängnisgebäude angebaut war, mit einigen kleinen runden Löchern über Manneshöhe.

Was mag das wohl sein? fragte er sich. Sinnend ging er weiter.

Wie er wieder am Schildwachhäuschen vorbei kam, streifte er mit seinen Blicken die schräg über dem Hof befindlichen hohen vergitterten Fenster. Zum ersten Male sah er einen Gefangenen, der hinter dem Gitter finster auf ihn herablickte.

Die armen Kerle, dachte Volter.

Plötzlich hörte er am Haustore Schlüsselgerassel. In den Hof trat ein Sergeant, das Seitengewehr umgeschultert, der von außen das eiserne Tor wieder verschloß.

Er winkte Volter zu, der gleich eilig zu ihm hinkam. Mit seinem großen Schlüsselbund schritt der Sergeant, ohne ein Wort zu sagen, auf das niedrige Haus zu. Mit einem riesigen Schlüssel öffnete er die kleine Tür. Schweigend folgte ihm Volter, nahm sein Gewehr von der Schulter und trat hinter dem Sergeanten in den niedrigen, dunklen Flur. Dort schloß dieser wieder eine Tür auf. In einer finsternen Nische sah Volter undeutlich einen Gefangenen, der beim Anblick des Sergeanten militärisch stramme Haltung annahm. Eine Güne von Gestalt, der um zwei Köpfe den Sergeanten überragte.

„Brot genug?“ herrschte ihn der Unteroffizier an.

„Jawohl, Herr Sergeant!“

„Raus!“

Schnell nahm der Gefangene seinen Unratkübel und ging an den beiden vorbei auf den Hof hinaus, wohin sie ihm folgten.

Hier stellte er sich wieder stramm, den Kübel in der rechten Hand.

„Marsch!“ kommandierte der Sergeant.

Im Paradeschritt ging der Gefangene quer über den Hof zur Latrine.

Volter sah, ihnen folgend, mit mitleidigen Blicken dem Gefangenen nach.

Der arme Kerl hat im Gefängnis noch besonderen Arrest. Was muß der ausgefressen haben, dachte Volter.

„Zurück, marsch-marsch!“ schrie der Sergeant dem Gefangenen nach.

Sofort kehrte dieser um und rannte mit dem kleinen Kübel in der Hand zu der Stelle, wo er angetreten war. Der Kübel mußte ganz gefüllt sein, da der Inhalt unter dem Holzdeckel durch die Erschütterung beim Exerzieren sich über den Rand auf seine Hand ergoß.

Volters Herz krampfte sich bei diesem Anblick zusammen. Und was für einen Blick ihm der Arme im Vorübergehen zuwarf. Sein ganzes Leid glaubte Volter in seinen Augen zu lesen.

Das unreine, ausgebrät knochige Gesicht zuckte mit keiner Muskel, als er sich an dem kleinen Arresthaus umdrehte und auf den Befehl des Sergeanten wartete.

„Marsch!“

Mit höher gehobenen Beinen beim Marsch wie vorhin, exerzierte er der Latrine zu. Dort angekommen, stand er wieder still.

„Betreten!“ kommandierte barsch der Sergeant.

Schnell verschwand er in dem hölzernen Häuschen, kam noch einigen Augenblicken mit leerem Geschirr wieder und stellte sich stramm, auf den Befehl des Sergeanten wartend.

In derselben Weise ging es zurück zum Arresthäuschen. Bald patrouillierte Volter wieder einsam im Hof herum. Welch merkwürdige Situationen doch das Dasein bereitet! Alle Gefangenen haben in der Front als Gemeine gestanden. Ja, den das Schicksal leicht einst auf längere Zeit in dieses Gefängnis verschlagen kann, muß hier mit scharfen Patronen stehen.

Unwillkürlich wurde Volter sein Gewehr auf der Schulter lästig. Am liebsten hätte er es mitsamt den Patronen auf den Boden geworfen. Doppelt eng und drückend kam ihm jetzt die ganze Soldatenkleidung vor. Der rote Kragen schnürte ihm fast die Kehle zu. Dicke Schweißtropfen standen ihm plötzlich auf der Stirn, die einzeln bei jedem Schritt übers Gesicht auf die Patronentaschen tropften. Mit vornüber geneigtem Kopfe tappte er Schritt vor Schritt in Gedanken weiter. Ein unbestimmtes Angstgefühl, das ihm die Brust zusammenprekte, ließ ihn nicht aufblicken.

Schriell tönte das Läuten der Gefängnisglocke über das Festungsgemäuer, daß Volter erschreckt zusammenfuhr. Die dumpfe, schwüle Mittagsstille wurde durch Schlüsselgerassel, Geräusch der Tritte sämtlicher Gefangenen auf den Korridoren, das wie ein entferntes Rollen und Donnern klang, jäh unterbrochen. Durch das Haustor kamen die Gefangenen in den Hof. In blauen, verwaschenen Beinenanzügen mit einfarbigen dunkeln Mühen, teils mit, teils ohne Kofarden, stellten sie sich in Reih und Glied quer über den Hof auf, um zum Arbeitsdienst eingeteilt zu werden.

Volter war nicht wenig überrascht vor der Disziplin, mit der die Befehle des vor der Front stehenden Gefängnisfeldwebels ausgeführt wurden. Das plötzliche Leben auf dem Hof nahm seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Einen Gefangenen nach dem andern blickte er neugierig an. Warum ist der oder dieser wohl hier?, dachte er dabei. Etwa der ohne Kofarde, dem man den dummen Bauernburschen von weitem ansieht? Und dort, am linken Flügel, was waren das für alte Kerle mit Vollbärten und ausgewetterten Gesichtern! Mindestens in den vierziger Jahren mußten sie stehen.

Kalt lief es Volter über den Rücken, wie er sich ausmalte, daß man eventuell als älterer Familienvater noch nicht sicher sei vor dergleichen Zwangsaufenthaltsorten. Wieder kam ein bedrückendes Angstgefühl aus seinem Innersten herauf, das ihn erbeben ließ. Wie schön muß es doch sein, vom ganzen Militärleben überhaupt nichts zu wissen! Im Geiste sah er sich fern davon bei seiner Braut.

Wie wohlthuend wirkte auf ihn das Bewußtsein, seine Diebste bald sehen zu können! Wie schön sollten die Stunden werden, wenn er müde und abgehakt vom Dienste sich in ihrem einfachen Zimmerchen erholen würde. Was für Augen sie wohl machen wird, wenn sie ihn in Soldatenkleidung sieht! Sie wird ihn kaum wiedererkennen. Wie wunderbar, auf Viertelstunden fern von der Kaserne — von aufgezwingener „kameradschaftlicher“ Gesellschaft —, allein mit dem einzigen Wesen, das ihm als das Teuerste auf Erden gilt! Bis ins kleinste malte sich Volter das Leben aus, das er führen würde. Wenn sie nur erst da wäre! Dann wird auch Weiner oft unser stilles Glück teilen. Der arme Kerl wird sich freuen, bei uns aufatmen zu können. Wie schnell wird dann die Dienstzeit vergehen! Dann soll ein Leben der Arbeit und Dankbarkeit beginnen. Alle aufopfernde Güte und Liebe soll ihr hundert- und tausendfach vergolten werden. Herrgott! Wäre doch die Zeit schon da! Noch hundertvierzig Tage und ein volles Jahr! Was werde ich in dieser Zeit noch alles erleben müssen!

Böllig mit seinen Gedanken beschäftigt hatte Volter gar nicht bemerkt, wie die Gefangenen und die Unteroffiziere im

Arbeitshaus verschwunden waren. Der Hof war leer. Ueber- rascht blickte er die Ablösung an, der er plötzlich am Schilder- häuschen gegenüberstand.

„Was? Die zwei Stunden schon herum?“ fragte er seinen Stubenkameraden Beck, der die zweite Nummer machen mußte.

Beck war ganz im Banne des Eindrucks, den das Sinnere der Festung auf ihn ausübte. Volters leise Frage hatte er überhört und blickte ihn völlig gedankenlos an.

Maschinenmäßig folgte Volter dem abführenden Ge- freiten durch das Tor ins Wachtlokal, wo er dem wach- habenden Unteroffizier die scharfen Patronen zurückgab,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Tortur und ihre Abschaffung.

2] Von Riels Möller.

Als die Richter ihm das Verbrechen auf den Kopf zusagten und ihn dafür quälten, hatten sie die Tatsachen, von denen sie aus- gingen, keiner Kritik unterworfen. Sie hatten sich einfach mit den leersten Beschuldigungen begnügt. Nun wurden sie plötzlich miß- trauisch und zweifelnd — zu Piazzas Nachteil und auch zu dem anderer. Waren sie früher leichtsinnig und gedankenlos gewesen, wurden sie nun vorsichtig und Obacht gebend, um nämlich den ganzen Zusammenhang der Geschichte zu erforschen. Sie begannen nun zu schliefen: Du gestehst, Gift auf die Mauern geschmiert zu haben. Du mußt also Gift besessen haben. Von wem hast Du es be- kommen? — Die Wahrheit war, daß er nirgends Gift angeschmiert und darum auch keine besessen hatte. Da er den Weg der Lüge aber nun einmal beschritten hatte, durfte er nicht innehalten, wenn ihm die zugesicherte Strafflosigkeit nicht entgehen sollte. Er mußte für den Ursprung des Giftes also eine Erklärung finden. Nun hatte er einige Tage vorher mit dem Barbier Mora um eine Salbe gegen die Pest gefeilscht, die dieser anfertigte und ver- kaufte. Und an dem Morgen, an dem er gefesselt worden war, war er Mora begegnet. Während er sein Gehirn foltete, um die Frage der Richter beantworten zu können, fiel ihm das ein, und er nannte Mora als den Giftmischer. Er versuchte aber doch, sich so nahe wie irgend möglich an die Wahrheit zu halten. Der Barbier hat mir eine Salbe gegeben, sagte er.

Damit war Moras Schicksal besiegelt. Es war nicht schwer, ihn in einen Widerspruch hineinzujagen, und die Folterbant besorgte den Rest. Er war ein corpulenter Mann, nicht im geringsten abgehärtet und brach unter der Tortur zusammen. „Sagt mir nur, was ich bekennen soll“, schrie er. Man sagte ihm, wessen er beschuldigt worden war, und er gestand sofort, daß er Piazza eine Krufe mit Lauge, Abfällen und pesthäftigem menschlichem Geifer gegeben habe. Auch hier sieht man, wie er sein Bekenntnis aus den Erinnerungen fabriziert, die ihm am nächsten liegen — als er verhaftet wurde, hatte man zufällig in seinem Hause eine Lauge mit Lauge und aller- hand Abfall gefunden.

Und nun geht es reißend vorwärts. Der eine Angeklagte muß immer den anderen vorwärts treiben. Ihre Erklärungen greifen ineinander wie zwei Zahnräder, die Folter und die versprochene Strafflosigkeit sind die treibenden Kräfte. Sobald Piazza irgend etwas erfunden hat, was Mora nicht gestehen kann, einfach weil es die reine Erfindung ist, droht man ihm mit der Folter, und sofort bekennet er alles, wenn man ihm nur erst gesagt hat, was er be- kennen soll. Umgekehrt wird mit Piazza in derselben Weise ver- fahren. Mora sagt beispielsweise aus, daß er den pesthäftigen Geifer von ihm erhalten hat. Warum hast Du uns das nicht ge- sagt, fragt der Richter Piazza. Ich habe ihm nichts gegeben, ant- wortete er. Ja, wenn Du nicht die ganze Wahrheit sagst, wird Dir die Strafe auch nicht erlassen, sagt der Richter. Und dann bekennet Piazza, daß er dem Barbier den Geifer gegeben hat, genau wie dieser ausgesagt hat. Man hatte ihm die Strafffreiheit nur versprochen, wenn er die ganze Wahrheit sagte, und konnte ihm daher immer die moralischen Daumenschrauben ansetzen. Als es schließlich zum Klappen kam, betrog man ihn trotz- dem um die versprochene Freiheit. Er habe nicht alles gesagt, er habe etwas verschwiegen, sagten sie. Er hatte die Erfindungen Moras verschwiegen, die er mit dem besten Willen nicht kennen konnte, bevor sie ihm im Gericht vorgehalten wurden. Und der Spürsinn der Richter führt zu immer neuem Unheil, weil er von erlogenen Voraussetzungen ausgeht. Es ist nicht wahrscheinlich, sagten sie, daß Piazza und Mora dieses Komplott allein gemacht haben. Es sind sicher mehrere daran beteiligt gewesen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Angeklagten, die beide arm sind, das nötige Geld gehabt haben, um die andern zu verführen. Wo haben sie das Geld her bekommen? Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß diese einfachen Menschen von selber auf die Giftmischerei verfallen sind. Es müssen einflußreichere Leute dahinterstehen, — wer sind die? Alles durchaus vernünftig und logisch — wenn nur das ganze Verbrechen

nicht von den Richtern selber erfunden wäre. Den Angeklagten gegenüber aber wurden daraus keine Fragen, sondern dringliche Aufforderungen geformt. Kenne uns einige Mitglieder des Kom- plots! Gesetze, wer hat Dir das Geld gegeben! Kenne den hoch- stehenden Mann, der Dich angestiftet hat! Sonst winkt Dir die Tortur, Mora, und Dir Piazza, geht die Strafflosigkeit verloren! Mit so gewichtigen Argumenten konnten die Richter natürlich alles erreichen, was ihres Herzens Gelüste begehrte. Die Angeklagten gaben mehrere ihrer Bekannten als Mitwisser an, erzählten, daß sie bei diesem und diesem Bankier das Geld erhalten hätten (jeder nannte einen anderen!) und beschuldigten den Sohn des Gouverneurs, An- führer der Verschwörung zu sein.

Diese Personen alle wurden gefesselt und zum größten Teil der Folter unterworfen — der Sohn des Gouverneurs aber nicht, weil er ein vornehmer Mann war. Einige halten die Tortur durch, darunter ein junger Mensch, der eines Märtyrers standhaften Heldennut bewies. Andere machen es wie Piazza und Mora und bekennen alles, was man von ihnen verlangt. Einer gesteht in einer Weise, die wie ein scharfer Hohn auf das ganze Verfahren anmutet: „Es ist nicht wahr, wenn Ihr mich aber peinigt, weil ich es ver- neine, zwingt Ihr mich, es als wahr zu bezeichnen, obwohl es er- logen ist.“ Die, denen man ein Geständnis erpreßt, schmüden die Geschichte noch weiter aus. Einer von ihnen, der offenbar eine fruchtbare Phantasie gehabt hat, erzählte einen ganzen Roman. Er sei in einen großen Saal hinein gekommen. Der Barbier hätte einen Teppich bei Seite geschoben, und dahinter hätten die Ver- schworenen eine Sitzung abgehalten. Sie hätten mit Zaubertönen und Zauberkreisen allerlei Hexerei getrieben und zuletzt sei der Satan zu ihm gekommen und er habe ihn als seinen Herrn und Meister anerkennen müssen.

Die Schandsäule in Mailand blieb bis 1778 stehen — als Zeugnis von einem der unheimlichsten Justizmorde, die man über- haupt kennt. Es dauerte lange, bevor man einmah, wessen Schande im Grunde durch diese Säule offenbar wurde. Von einem venetia- nischen Geschichtsschreiber wurde sie beispielsweise als Beweis dafür angesehen, daß das Verbrechen wirklich begangen sei: Sie stand ja da, folglich mußte die Sache doch ihre Richtigkeit haben! St. Pietro Verri führt im Jahre 1777 den Beweis, daß die Richter, die Piazza und Mora auf das Rad geflochten hatten, Mörder in der Maske des Gesetzes gewesen seien. Sie hatten sich dem wilden Aberglauben der unwissenden Bevölkerung unterworfen. Ihre Voruntersuchung war unerhört leichtfertig, sie waren den Gefangenen gegenüber nicht redlich, sie verletzten das Gesetz, nur um sie zu Falle zu bringen, sie gaben ihnen nur wenige Tage zur Verteidigung, sie weigerten sich, sie mit dem Sohn des Gouverneurs gegenüber zu stellen, dem man einen wirklichen Verteidiger gab und der darum auch freigesprochen wurde; sie verführten so, weil „das Volk nach ihrem Blut schrie“. Das tiefste Brandmal für diese Richter aber bildete ihre Anwendung der Tortur und die veriprochene Strafflosigkeit. Durch Versprechung und Drohung brachten sie es wirklich so weit, daß sie nicht nur, wie ein berühmter Schriftsteller (Manzoni) gesagt hat, die unschuldigen Menschen in den Tod trieben, sondern sie darüber hinaus mit Verbrechen an ihren Mitmenschen belasteten, so daß sie schließlich fast als Schuldige starben.

Dieser Justizmord ist indessen nicht vereinzelt; er ist nur einer von vielen. Wohl aber zeigt er besonders klar und deutlich, wohin voreingenommene Richter geraten können, und was die Folter als Beweismittel im Grunde wert ist.

Die Folter findet sich bereits in einigen Staaten des Alter- tums. Selbst die Gebildeten und am meisten Aufgeklärten brauchen sie, immerhin aber mit gewissen Einschränkungen. In Athen durften freie Bürger nicht gefoltert werden, wohl aber Sklaven und Fremde. Daß man gegen die letzteren die Folter zuließ, hing mit der engen Auffassung des Bürgerrechts zusammen, die in der antiken Welt herrschend war: wer außerhalb des Staates stand, war sozusagen rechtlos. Die griechischen Gesetze aber haben mit der späteren Anwendung der Tortur in Europa nichts zu tun. In die Gesetze der neueren Zeit ist die Folter durch das römische Recht hineingekommen. Im alten römischen Recht war ihre Anwendung zunächst auf die Sklaven beschränkt. Diese wurden überhaupt mehr als eine Sache, denn als Menschen betrachtet. Und man konnte es darum mit seinem Gewissen ausgezeichnet vereinen, sie Qualen zu unterwerfen, die man einem freien Manne nicht zuzumuten wagte. Vielleicht waren die Sklaven eben durch die Sklaverei auch wirklich lägenhaft geworden, und so brauchte man die Peitsche, um ihnen die Wahrheit zu entreißen.

Es lag den Römern leider sehr nahe, körperliche Mißhandlung ihrer Sklaven gesetzlich zuzulassen, nur sehr wenige nahmen daran Anstoß und erinnerten daran, daß die Sklaven schließlich doch Menschen seien. Indessen durften die Sklaven nur wegen gewisser Vergehen und nur innerhalb gewisser Grenzen gefoltert werden. Nach dem Ausspruch des Kaisers Augustus durfte die Tortur nur angewendet werden, wenn entseßliche Missetaten auf keine andere Weise aufgeklärt werden konnten. Von einem späteren Kaiser wurde dies dahin erweitert, daß die Tortur auch in Geldsachen sollte an- gewendet werden können, indessen nur, wenn die Wahrheit auf andere Weise nicht herauszufinden sei; man sollte nur in der äußersten Not zu diesem Mittel greifen. Vor allen Dingen durfte man nie sofort mit der Folter beginnen, man sollte vielmehr zu- nächst versuchen, die strittige Frage auf andere Weise zu lösen und sollte zur Folter erst übergehen, wenn der Verdacht so drüden ge-

worden war, daß nur noch das Geständnis des Sklaven zu fehlen schien.

Auf Grund dieser Regeln vollzog sich nun die Entwidlung, die sehr bald einen unheimlichen Charakter annahm. Bereits unter einem späteren Kaiser wurde angeordnet, daß wegen Majestätsverbrechen und Zauberei auch freie Männer sollten gepeinigt werden dürfen. Indem man die Zauberei auf diese Weise bekämpfte, wollte man die Reste des alten Heidentums austrotten. Unter die Zauberer wurden nach dem Gesetz von 358 die heidnischen Opferpriester, Wahrsager, Zeichendeuter, Traumdeuter und Astronomen gerechnet — sie alle wurden nach dem Wortlaut des Gesetzes als Feinde der ganzen Menschheit betrachtet. Indessen war hierdurch die Türe zu einer Spalte geöffnet worden und die Tortur fand bald in allerlei Sachen Eingang, die gegen freie Männer verhandelt wurden. In der halb-zivilisierten Barbarei des Mittelalters faßte die Folter dann erst recht festen Fuß; die gebräuchlichen Sitten des „Gottesurteils“ bereiteten ihr den Weg. Man pflegte damals, wenn man irgend etwas nicht beweisen konnte, einen der beiden Gegner auf glühendes Eisen treten zu lassen, oder man ließ sie mit einander kämpfen, und von dem Sieger wurde dann angenommen, daß er die Wahrheit gesprochen habe. In gewisser Weise übte man damit einen Rotbehelf, weil man sich nicht auf den Zeugenbeweis zu verlassen wagte, „da es immer leicht sein würde, zwei Personen für einen falschen Eid zu kaufen, wenn sie nicht zu fürchten brauchten, für ihr Zeugnis zur Rechenschaft gezogen zu werden“. Ein gutes Stück Aberglauben aber steckte auch darin. Auf alle Fälle: Für Menschen, die von dem Angeklagten verlangten, daß er sich von einer Verschuldigung reinigen sollte, indem er auf glühendes Eisen trat, lag es nahe, auch die Folter in ähnlicher Weise anzuwenden. Wenn der Angeklagte die Folter aus hielt, hatte er nicht nur kein Geständnis abgelegt, man hatte auch eine Art „Gottesurteil“ dafür, daß er wirklich unschuldig war. Wie sollte er die Folter wohl aushalten können, wenn er nicht den Beistand Gottes hatte? Es sei denn, daß der Teufel ihm beistehen sollte, was ja auch nicht von der Hand zu weisen war. Man suchte sich dagegen zu schützen, indem man den ganzen Körper des Angeklagten wusch und rasierte, um auf diese Weise jedes Amulett und jedes Teufelszeichen zu entfernen, das ihn hart machen könnte. Diese Reinigung des Körpers wurde noch im Eismischer prozess in Mailand vorgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Heizwert unserer Brennmaterialien.

Von C. Falkenhorst.

Wenn heute der Kohlenmann bei uns vorfährt und uns den Wiegeschein übergibt, so erfahren wir daraus wohl, wie viel Zentner Kohlen oder Briketts wir erhalten, aber wir sind nicht in der Lage, zu sagen, wie viel Wärme wir mit diesem schwarzen Haufen im Laufe des Winters werden erzeugen können. Und das ist sehr bedauerlich, denn von rechts wegen sollten wir die Feuerungsmaterialien nach ihrem Heizwert bezahlen. Daß aber dieser bei verschiedenen Sorten recht verschieden ist, weiß wohl ein Jeder. Im allgemeinen urteilt man folgendermaßen: Der Torf gilt als das schlechteste Brennmaterial, das die wenigste Wärme gibt. Auf die zweite Stufe stellt man Braunkohlen und Braunkohlenbriketts; noch mehr Heizkraft haben die Steinkohlen und die aus ihnen hergestellten Briketts und den größten Brennwert besitzt der Anthrazit.

Zahlreiche Untersuchungen verschiedenster Kohlenarten haben jedoch gezeigt, daß es von der erwähnten Regel recht viele Ausnahmen gibt, so viele, daß man sich nach ihr im praktischen Leben eigentlich gar nicht richten sollte. Feuchter Torf ist allerdings recht wertlos, ist er aber völlig trocken, so kann er ein sehr gutes Feuerungsmaterial ergeben. 1 Kilo Torf lieferte unter diesen Umständen völlig verbrannt 3000 bis 4800 Wärmeeinheiten, je nach der Beschaffenheit des Lagers, in dem er gestochen wurde. Demgegenüber ist nun aber hervorzuheben, daß es Braunkohlen in Hülle und Fülle gibt, die weit schlechter als der Torf sind. So wurde bei verschiedenen Sorten ihr Heizwert mit nur 1800 Wärmeeinheiten ermittelt, bei anderen belief er sich auf 2000 bis 3200, so daß diese Braunkohlen viel weniger als der Torf wert waren. Die besseren Sorten hatten freilich einen Heizwert von 4000 bis 5800 Wärmeeinheiten; die allerbesten, namentlich unter den böhmischen Braunkohlen, zeigten sogar einen Heizwert von 6500 bis 7200 Wärmeeinheiten. Derartige Braunkohlen sind also ebenso viel wert wie Steinkohlen, bei denen der Heizwert 5900 bis 8000 Wärmeeinheiten beträgt, während der Anthrazit mit seinem Heizwert von 7500 bis 8100 Wärmeeinheiten obenan steht. Die Herkunft der Kohlen kann wohl eine gewisse Garantie für deren Wert bieten, denn es hat sich z. B. in einer Reihe von Untersuchungen gezeigt, daß die aus Sachsen stammenden Steinkohlen im Durchschnitt einen Heizwert von 6650 Wärmeeinheiten besitzen, die von Schlesien dagegen 7100, die vom Ruhrgebiet 7650.

Bei einzelnen Proben waren aber die Differenzen sehr groß und beliefen sich auf 500 bis 1000 Wärmeeinheiten; selbst Kohlen, die einer und derselben Grube entstammten, waren nicht immer gleichwertig. Die Folge davon ist nun, daß man hin und wieder für minderwertige Kohlen viel zu viel bezahlt. Nachdem man diesen Mibstand erkannt hatte, schritt man auch zur Abhilfe. Man ordnete eine Prüfung der Kohlen auf ihren Heizwert an und bestimmte den Preis nach ihrem Heizwert. Gegenwärtig handeln nun größere Firmen und Fabriken in dieser Weise, und auch diese Reform hat ihre Gegner und ihre Anhänger. Ohne Zweifel wäre es aber ein idealer Zustand, wenn auch der Privatmann in Zukunft seine Brennmaterialien nach den Wärmeeinheiten, die in ihnen stecken, einkaufen könnte. Die Rechnung wäre dann äußerst klar und einfach, man wüßte, was man für sein Geld erhält.

Im praktischen Leben kommt es aber auch auf die Ausnutzung des Heizwertes an. Durch ungewöhnliche Behandlung des Brennmaterials kann man dessen Heizkraft sehr beeinträchtigen. Das Holz gibt viel Wärme, wenn es in gut ausgetrocknetem Zustande verbrannt wird; alsdann beträgt sein Heizwert 3400 bis 4100 Wärmeeinheiten, es kommt also einer mittelguten Braunkohle gleich; ist es aber feucht, so brennt es schlecht, die erzeugte Wärme wird zum großen Teil zum Verdampfen des im Holze steckenden Wassers verbraucht und die Heizkraft kann durch die Feuchtigkeit gut um die Hälfte verringert werden, abgesehen von den extremen Fällen, in denen das Holz überhaupt nicht brennt. In derselben Weise verhält sich der Torf; ja im feuchten Zustande brennt er noch schwieriger als das Holz. Diese Tatsache ist allgemein bekannt, und trotzdem wird sie nicht beachtet; denn nur zu oft sieht man, wie Brennholz und Torf im Keller aufbewahrt werden. Der Keller ist aber, mag er noch so gut sein, stets so feucht, daß Holz und Torf in ihm unmöglich völlig austrocknen können, wenn sie etwas feucht hineingebracht wurden. Waren sie aber beim Eintragen völlig trocken, so saugen sie im Keller Feuchtigkeit an. Die Schädigung, die dadurch entsteht, läßt sich auch in Zahlen ausdrücken. Habe ich für etwa 50 M. Holz und Torf im feuchten Keller liegen, so verliere ich, da das Brennmaterial minderwertig wird, je nach dem Fall meine 5 bis 10 M.

Trotzdem gibt es Leute, die Feuchtigkeit oder Wasser zur Verbesserung von Brennmaterialien benutzen, das geschieht in der Weise, daß Steinkohlen mit Wasser begossen werden, damit sie besser brennen und mehr Hitze entfalten. Dieses Verfahren wird nicht nur in Privathäusern, sondern auch von Heizern ausgeübt, von denen man doch annehmen muß, daß sie im Heizwesen besonders erfahren sind. Man hat darum eigens Versuche mit dem Verbrennen genähter Steinkohlen angestellt und ist dabei, wie vorausgesehen war, zu folgenden Ergebnissen gelangt. Durch das Nässen von Steinkohlen, die in größeren Stücken verbraucht werden, wird der Heizwert nicht vermehrt, sondern vermindert. Die genähten Kohlen brennen auch schlechter als trodene. Nur in einem Falle bringt das Nässen einen bestimmten Vorteil. Verfeuert man Kohlenklein oder Kohlengrus, so badt das Material schwer zusammen und fällt zum großen Teile zwischen den Roststäben in den Aschelasten. Feuchtet man nun diesen Grus an und legt ihn so auf ein stark brennendes Feuer, so hält er und badt besser zusammen und kann so mit Vorteil verwertet werden. Da bei den gegenwärtig üblichen Abladungs- und Aufbewahrungsmethoden auch im Haushalt viel Kohlengrus entsteht, so ist eine derartige Verwertung dieser Abfälle wohl erwünscht.

Der durch wissenschaftliche Untersuchung ermittelte Heizwert der Brennmaterialien wird in unseren Heizanlagen niemals völlig ausgenutzt; diese sind oft noch recht mangelhaft, und jahraus, jahrein lassen wir große Mengen unverbrannter Kohle mit Rauch und Rauch in die Luft entweichen, jagen so buchstäblich einen Teil unseres Heizgeldes zum Schornstein hinaus. Wie groß dieser Verlust ist, das hängt von der Konstruktion des Ofens ab. Hin und wieder begegnet man in Häusern so ungewöhnlich gebauten Öfen, daß ein einziger von ihnen mehr Brennmaterial verschlingt, als zwei bis drei andere. Je eher man einen solchen Kohlenkessel beseitigt und durch einen gut konstruierten Ofen ersetzt, ein desto besseres Geschäft macht man. Es ist aber wohl zu beachten, daß selbst der beste Ofen seine Schuldigkeit nicht tun kann, wenn er nicht richtig behandelt wird. Darum ist es bringend nötig, sich über die Behandlung eines neuen Ofens beim Fabrikanten oder dem Vorgänger in der Wohnung zu erkundigen. Wir haben jetzt so viele Ofensysteme, daß allgemeingültige Vorschläge in dieser Hinsicht nicht gegeben werden können.

Schließlich noch ein Wort über den Wert der Feueranzünder. Mancher kauft sie in dem Glauben, daß diese Anzünder in stände sind, Kohlen direkt in Brand zu setzen und daß man auf diese Weise Anzünderholz ersparen kann. Das ist aber nicht der Fall. Der Hauptvorzug dieser Anzünder besteht darin, daß man bei ihrer Anwendung das Holz nicht so sehr klein zu spalten braucht und auch Papier beim Anbrennen fortlassen kann. Sie sind gewiß bequem und sie empfehlen sich für Haushaltungen, in denen Makulatur sehr rar sein sollte. In allen Fällen aber ist gut getrocknetes und kleingemachtes Holz von Fichte, Tanne, Kiefer oder Pappel der beste und sicherste Feueranzünder.

Pleonasmus und Tautologie in unserer Sprache.

Man spricht von Pleonasmus (griech. = Ueberfluß), wenn mehrere gleichbedeutende Wörter nebeneinander gebraucht werden, um einen einzigen Begriff oder Gedanken zum Ausdruck zu bringen, wenn also eine unnötige Worthäufung vorliegt. Besonders drastische Beispiele dafür sind Verbindungen wie „alter Greis“, „weißer Schimmel“, „schwarzer Nappe“, „kleiner Zwerger“, „großer Riese“ usw. Etwas ähnliches ist die Tautologie (griech. = Dasselbesagen, Wiederholung); sie besteht darin, daß man das eben Ausgesprochene noch einmal, nur mit anderen Worten sagt. Tautologische Bildungen sind z. B.: „einzig und allein“, „an und für sich“, „samt und sonders“, „nie und nimmer“, „wahr und wahrhaftig“, „bereits schon“ usw.

Beide Spracherscheinungen finden sich auch in zusammengefügten Wörtern, und zwar bei nicht mehr verstandenen fremden Ausdrücken und bei unverstandenen Fremdwörtern. Für die erste Kategorie seien folgende Beispiele angeführt; „wade“ ist ein mittelhochdeutsches Wort, das so viel wie Stein bedeutet; da man es aber nicht mehr verstand, bildete man den pleonastischen oder tautologischen (es ist kaum möglich, die Unterscheidung stets aufrecht zu erhalten) Ausdruck „Waderstein“, der wohl den meisten Deutschen aus dem Rotkäppchen-Märchen bekannt ist. Ebenso steht es mit der Bezeichnung „Wiringkohl“ und dem Lutherschen „Schallsnecht“; „Wurz“ heißt nämlich schon Kraut oder Kohl, und „schall“ ist nichts anderes als Knecht. Das Wort „schall“ steht z. B. noch in dem anscheinend so „vornehmen“ Ausdruck „Marshall“, der ursprünglich nichts anderes als — Pferdeknecht bedeutet (mar = Mähre, Pferd).

Der „Lintwurm“ des Nibelungenliedes wird oft mit der Linde in Verbindung gebracht, unter der Siegfried den schrecklichen Drachen getötet haben soll; deshalb wird auch häufig „Lindwurm“ geschrieben. Tatsächlich hat das Wort aber eine ganz andere Bedeutung; Lint (altmordisch Linur) ist gleich Schlange und Wurm ebenfalls.

Auch die Bezeichnung „Bebluchen“, bei der man unwillkürlich an Lehen denkt, ist tautologischer Natur, wenn die wissenschaftliche Deutung des Wortes richtig ist; man vermutet nämlich, daß darin das lateinische libum (= Opferkuchen) steckt, so daß demnach der Begriff des Kuchens zweimal darin enthalten ist.

„Sprichwort“ ist tautologisch zusammengesetzt aus Wort und dem seltenen Substantiv „spriche“, das ebenfalls Wort bedeutet. — „Windstief“ hat nichts mit Wind zu tun; vielmehr rührt der Ausdruck von einem alten deutschen Adjektivum (Eigenschaftswort) „wind“ (nordisch vindr, vind) her, das mit Winden zusammenhängt und schon allein schief bedeutet. Am Rhein und im Westfalen wird noch heute „windich“ in demselben Sinne gebraucht.

Wistweilen wird ferner dem Namen einer Species (Art) die Bezeichnung des Genus (Gattung) pleonastisch hinzugefügt. Das ist der Fall bei „Windhund“, worin ebensowenig Wind steckt wie in „windstief“. Vielmehr bezeichnet „wint“ schon allein diese Hundart. In der Bibel und bei Rüdert fehlt auch noch der angehängte Gattungsname Hund; nur wird das Wort hier bereits „Wind“ geschrieben, was offenbar auf Volksetymologie zurückzuführen ist. — Ebenso verhält es sich mit „Walfisch“ statt des einfachen Wal und mit dem bereits in Nr. 180 des Unterhaltungsblattes (Seite 718) erklärten „Maulesel“ oder „Maultier“, wo Esel und Tier auch nur pleonastisch hinzugefügt sind. — Die gleiche Erscheinung liegt bei dem Namen „Weichselrösche“ vor, bei dem man unwillkürlich an den Weichselstrom denkt, während in Wirklichkeit der mittelhochdeutsche Ausdruck wihsel (althochdeutsch: wihsel) schon an sich diese saure Rösche bedeutet. — Auch „Zufstein“ ist eine pleonastisch-tautologische Bildung: diese Steinart hieß im Griechischen tophos, im Lateinischen tophus oder tofus, woraus im heutigen Italienisch „tufo“ geworden ist. Der angehängte Gattungsname Stein ist also überflüssig.

Schließlich seien noch einige Beispiele genannt für die eingangs erwähnte zweite Kategorie derartiger Sprachbildungen: tautologisch oder pleonastisch umgebildete Fremdwörter. Dahin gehören Bezeichnungen wie die häufig in Zeitungen und von schlechten Schriftstellern gebrauchte „Guerilla-Krieg“; das spanische Wort „guerrilla“ heißt nämlich schon allein so viel wie „kleiner Krieg“. Auch der oft gehörte Ausdruck „das (oder ein) Eldorado“ ist nicht korrekt; denn das gleichfalls spanische „el dorado“ bedeutet schon „das Goldland“.

Kleines Feuilleton.

Astronomisches.

Ein Meteor im Sonnenschein. Ein Meteor von so großer Helligkeit, daß es sogar bei Tage und bei vollem Sonnenschein in auffallender Weise sichtbar ist, gehört zu den großen

Seltenheiten, und es wird nur wenig Leute geben, die einen solchen Anblick einmal genossen haben. Der bedeutendste lebende Kenner der Meteoriten überhaupt, Professor Denning, faßt in der „Nature“ die Mitteilungen über ein derartiges Naturereignis zusammen, das sich am 6. Oktober, etwa 9¹/₂ Uhr vormittags, über dem mittleren England gezeigt hat. Das Meteor wurde an verschiedenen Plätzen eines sehr ausgedehnten Bezirks wahrgenommen, doch lauten die Angaben über seine Flugbahn begrifflicherweise unbestimmt, weil am Tageshimmel die Anhaltspunkte für ihre Verfolgung fehlen, wie sie in der Nacht durch die Sterne dargeboten werden. Außer dem starken Glanz wird die langsame Bewegung des Meteors hervorgehoben, das für einen freilich langen Flug ungefähr 4 Sekunden brauchte und einen leuchtenden Schweif von kurzer Dauer hinterließ. Ein Augenzeuge in Bristol berichtet, daß es schließlich raketenartig explodierte. Es tauchte am südlichen oder südöstlichen Himmel auf, wahrscheinlich aus einem der Sternbilder des Löwen, der Jungfrau oder des Bootes. In einem andern Platz wurde ein lautes Geräusch 4 Minuten nach dem Verschwinden des Meteors wahrgenommen, was auf eine Entfernung von rund 80 Kilometer schließen läßt. Der Schall einer Explosion wurde noch an zahlreichen anderen Orten bemerkt und war hier und da so stark, daß Türen und Fenster zitterten und die Leute aus ihren Häusern stürzten in dem Glauben, daß ein Erdbeben geschehen sei. Das schließliche Zerplatzen erfolgte wahrscheinlich in der Nähe der Stadt Northampton und der Himmelskörper muß über London selbst oder über seine nächste Umgebung hinweg geflogen sein. Außerdem werden Berichte über drei anscheinliche Meteore aus Dänemark verzeichnet, deren eines mit einem auffallenden Geräusch verbunden war, das dem Zischen von entweichendem Dampf glich.

Erziehung und Unterricht.

Die Konfessionslosigkeit der Schule hat sich in Frankreich, wie Ferdinand Guisson, der frühere Ministerialdirektor im französischen Unterrichtsdepartement, in den „Documenten des Fortschritts“ schreibt, derart mit der allgemeinen Landesstimmung verschmolzen, daß niemand daran denkt, sie wieder rückgängig zu machen; ein Menschenalter hat genügt, um die völlige Trennung von Kirche und Schule in Frankreich zur Selbstverständlichkeit werden zu lassen. Volkzöge sich heute ein politischer Umschwung, der die Macht wieder aus den Händen der radikalen Partei nehme, auch ihre Gegner würden nicht daran denken, den Katechismus wieder in der Schule lehren zu lassen oder Priester und Ordensschwwestern wieder dahin zurückzuberufen. Die weltliche Schule ist durchaus nicht so unpopulär, als man ehemals gemeint hat, ja, heute hat sogar die Kirche ihren Widerstand aufgegeben und verbündet feierlich, daß gerade die völlige Neutralität der Schule in religiöser Beziehung ihr selbst genehm, ihr eigenes Ziel sei; nur die Durchbringung des Unterrichts mit antireligiösen Gedanken wolle sie verhindern. Gewiß wird vielfach — und mit Recht — gesagt, daß dieser Standpunkt nur taktischen Beweggründen entspringe und daß die Kirche, läme sie jemals wieder in Frankreich zur Herrschaft, zweifellos zur konfessionellen Schule zurückkehren werde. Aber eben diese Taktik der Kirche zeigt, daß sie jeden Gedanken an eine derartige Wiedererlangung der Herrschaft aufgegeben und sich mit der Neutralität der Schule bereits versöhnt hat. Niemand wagt es, deren Konfessionslosigkeit offen zu bekämpfen.

Auch bisher wurden über die Beseitigung der alten Schranken hinaus noch nicht jene positiven Maßregeln getroffen, die das Werk der konfessionslosen Schule auch in moralischer Hinsicht zu einem wahrhaft positiven gestalten könnten. Wohl hat man sofort versucht, einen Moralunterricht einzuführen, aber eine wirkliche Methode ist bis jetzt noch nicht in ihn gebracht. Jules Ferry pflegte zu sagen: „Begnügen wir uns mit der guten alten Moral unserer Väter“, und tatsächlich hat man sich damit begnügt. Man gab den Lehrern die Freiheit, in ihnen praktisch erscheinender, empirischer Weise an Hand von Beispielen aus dem praktischen Leben und der Geschichte den Kindern die Grundsätze der Selbsttucht und Nächstenliebe, Bürgerpflicht und Vaterlandsliebe einzuprägen. Jene Grundsätze der Moral, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet haben und von den Erwachsenen als selbstverständlich angenommen werden, sollen als ebenso selbstverständlich auch der neuen Generation überliefert werden: ein Bewahren der alten christlich-moralischen Kultur ohne deren dogmatische Grundlagen, nicht die Schöpfung einer neuen Moral respektive deren Anpassung an die neuen sozialen Verhältnisse und die neuen wissenschaftlichen Wahrheiten, wird versucht.

Mehr und mehr wird dies als ungenügend empfunden. Wir fordern, daß der neue Moralunterricht nicht bloß denselben Zielen diene wie der religiöse Unterricht von ehemals, sondern daß er neue Werte schaffe, daß er auf die Veredelung der Sitten des Volkes einen entscheidenden Einfluß ausübe. Das aber wird nicht möglich sein, so lange der Moralunterricht weiter in der bisherigen Weise rein empirisch-traditionell gegeben wird, so lange nicht die neue Moral der sozialen Solidarität, welche Gemeingut der Edelsten des französischen Volkes geworden, auch offen und bewußt als Moral des Staates betrachtet und in den Schulen gelehrt wird.